

Problem der mißhandelten und/oder mißbrauchten gehörlosen Kinder. Hier ist dringend ein Austausch von betroffenen oder interessierten Personen erforderlich, um die schulischen (oder Kindergarten), häuslichen, psychischen und rechtlichen Probleme zu besprechen, Erfahrungen auszutauschen und Verbesserungen für die Situation dieser Kinder zu erreichen. Hier beende ich den Beitrag, bevor mir noch mehr Arbeitsthemen einfallen.

Angelika Wiechel, Max-Brauer-Allee 184c, 22765 Hamburg

#### Manfred Wloka, 1. Vorsitzende

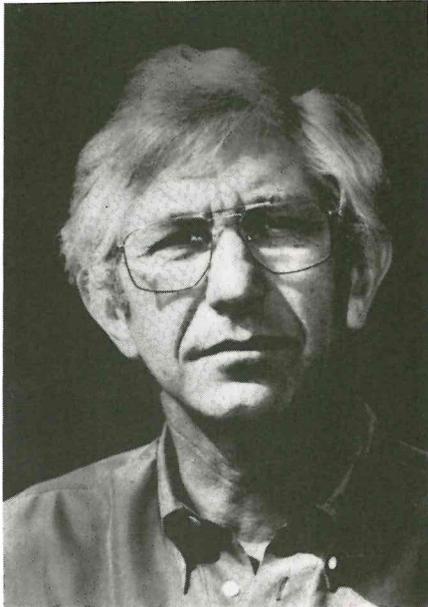
**G**eboren 1940 in Berlin als Sohn gehörloser Eltern. Nach Absolvierung der Ersten und Zweiten Lehramtsprüfung, Studium zum Gehörlosenlehrer von 1967–1969 in Köln. Danach 19 Jahre Tätigkeit als Gehörlosenlehrer im Vorschulbereich und Unterricht in den Klassen 1–10 mit den Schwerpunkten Artikulation und Sprachanbildung an der Ernst-Adolf-Eschke-Schule für Gehörlose. Seit 1988 Schulleiter dieser Schule.

Außerschulische Aktivitäten:

■ Durchführung von Gebärdenkursen seit Herbst 1976

■ 6 Jahre Mitarbeit beim SFB an der Sendung „Sehen statt Hören“

■ Vorstandsmitglied in der „Gesellschaft zur Förderung der Gehörlosen in Berlin e.V.“



Manfred Wloka, 1. Vorsitzender

■ Gebärdensprachdolmetscher und Mitarbeit am neuen Gebärdenslexikon

■ Tätigkeit in der Erwachsenenbildung für Gehörlose.

Manfred Wloka, Gollanczstraße 136, 13465 Berlin

# „Cochlear-Implant bei gehörlosen Kindern“

EVA-MARIE KAMMERER

## Bericht über eine Podiumsdiskussion in Recklinghausen

**Z**u diesem aktuellen Thema veranstaltete der Förderverein für hör-sprachgeschädigte Mitbürger im Kreis Recklinghausen Ende April eine Podiumsdiskussion im regionalen Kultur- und Freizeitzentrum der Gehörlosen. Eingeladen waren vor allem hörende und gehörlose Eltern gehörloser Kinder – wie mir der dort in der Beratungsstelle arbeitende Sozialpädagoge Herr Sündermann berichtete.

Als Vorstandsmitglied und Moderator begrüßte Herr Korte die Podiumsgäste: Herrn Trogant (1. Vorsitzender der regionalen Eltern-Kind-Selbsthilfegruppe), Frau Stenner (Mitarbeiterin des Landesverbandes der Gehörlosen Essen, zuständig für die Landesgehörlosensprechstunde), Herrn Niesel (Gehörlosenlehrer der Gehörlosenschule Münster), Herrn Prof. Huber (Neurolinguistik, Aachen), Herrn Prof. Plath (HNO-Heilkunde, Bochum) und Herrn Prof. Kammerer (Universitätskinderklinik Münster).

Zu Beginn beschrieb Plath kurz die Funktionsweise eines

Cochlea-Implantats, beruhigte das Publikum bezüglich Operationsverlauf und Haltbarkeit dieses neuen, zum Innenohr hin verlagerten Hörgeräts, welches ein auditives Differenzierungslernen zur Lautsprache hin einleiten könne. Er nannte dann noch einmal allseits bekannte, somatische Voraussetzungen für eine Implantation: eine an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit sowie einen intakten Hörnerven.

Wem nun sollte das CI empfohlen werden? Zweifellos kann es lautsprachkompetenten, spät ertaubten Menschen helfen. Dies wurde eindrucksvoll von Betroffenen aus dem Publikum bestätigt.

Über diese Gruppe hinaus plädierte Plath dann aber auch für ein Cochlea-Implantat bei gehörlos zur Welt gekommenen Kleinkindern, eine uns mittlerweile aus mehreren Kliniken bekannte Einstellung, die aufgrund vieler Elternnachfragen zum Recklinghauser Treffen führte.

Über das CI erhofft sich Plath eine auditive Sprachorientierung gehörloser Kinder mit verbesserten Chancen für einen Lautspracherwerb. Wünschenswert wäre ihm eine Akzeptanzentwicklung parallel zur mittlerweile selbstverständlich gewordenen, möglichst frühen Hörgeräteversorgung bei Schwerhörigen, ohne jedoch beide Gruppen einander gleichzusetzen. Ein gehörloses Kind mit Implantat bliebe ein gehörloses Kind. „Gehörlos aufgewachsenen“ Kindern (und Erwachsenen) empfahl Plath dage-

gen kein CI, da diese eine primär visuell orientierte Sprachwahrnehmung entwickelt hätten. Vermutlich dachte er dabei an Kinder mit einer frühen gebärdensprachlichen Sozialisation und einem überwiegend visuell orientierten Lautspracherwerb.

Plath äußerte sich zwar nie direkt ablehnend gegenüber der Verwendung von Gebärdensprache. Gebärdensprache schien für ihn aber zu bedeuten, daß ein für die Lautsprachentwicklung ungünstig balanciertes Verhältnis visueller und auditiver Modalitäten von Sprachwahrnehmung entsteht.

Hier versuchten vor allem Gehörlose selbst – vom Podium und aus dem Publikum – eine Positionsklärung. Ihre Beiträge kreisten hartnäckig um von Plath verwandte, anspruchsvolle Begriffsverknüpfungen wie: „Sprachkompetenz, genauer gesagt: Lautsprachkompetenz“, „auditive Sprachkompetenz und Sprachverstehen“, die er – karg formuliert – „einem auf Sehen angelegten Sprachzentrum“ gegenüberstellte. Einige Reaktionen der Gehörlosen hierzu machten deutlich, daß diese Formulierungen auch als Wertungen empfunden wurden.

**I**nsgesamt gingen die spontanen, lebhaften Kommentare der Gehörlosen aus meiner Sicht in zwei Richtungen: Gemeinsam wollte man dem spürbaren Vorurteil begegnen, Gebärdensprache seien nur noch unter bestimmten, mittlerweile jedoch verbesserbaren Aufwachungsbedingungen unum-

gängliche, also auch zu akzeptierende Kommunikationsmittel. In ferner Zukunft würden sie jedoch nicht mehr gebraucht. Diese Vermutung bestätigte Plath schließlich in gewisser Weise mit der Bitte an ältere Gehörlose, doch mehr Verständnis für die besseren Integrationschancen gehörloser Kinder in die Welt der Hörenden, der Majorität, zu haben. Hier aber läge nun einmal aus seiner Sicht die Aufgabe der Zukunft.

**D**aneben empfand ich die informativen, geschickt aufeinander bezogenen Beiträge gehörloser Besucher/innen immer auch als freundliche Aufforderung an Herrn Prof. Plath, sich mehr mit ihrer Kultur zu befassen.

Hinweise hörender BesucherInnen auf die außerordentlich flexibel wechselnde Wahrnehmungsorientierung der hörenden Gebärdensprachdolmetscherinnen versuchten eine unterschwellige Diskriminierung der visuellen Wahrnehmungsmodalität für die Entwicklung von Sprachkompetenz aufzudecken.

Man sorgte und mühte sich um Gebärdenakzeptanz. Hubers Überlegungen brachten neue Sichtweisen, die spürbar entspannten. Sprachfähigkeit sei nicht in erster Linie an Sprechen und Hören- oder Gebärdensprache gebunden, sondern an die Fähigkeit, Symbolsysteme entwickeln zu können – und dies geschähe modalitätsunabhängig. Ja, es gäbe sogar Hinweise darauf, daß bei be-

stimmten Hirnschädigungen Sprachstörungen in Laut- und Gebärdensprache aufträten, also vermutet werden könne, daß beide Sprachen einem Netzwerk im Gehirn zuzuordnen seien. Ein Kind brauche viele Anregungen, damit sich dieses Symbolsystem gut entwickeln könne.

Viel Zustimmung erhielt er mit seinen Hinweisen auf die Bedeutung von Sprache für jeden von uns, auf die uns darüber gegebenen Möglichkeiten, Gefühle, Ideen, Witz auszudrücken, Gedanken zu fassen und weiter zu entwickeln, „von sich selbst ein Bild machen zu können“, eigene Interessen zu äußern, sich Informationen zu holen... Gerade dies sei Gehörlosen über ihre Gebärdensprache möglich, die endlich nach jahrelanger Forschung als reiches, lebendiges Sprachsystem anerkannt sei. Ausgerechnet jetzt solle sie nachfolgenden Generationen vorenthalten werden zugunsten eines einseitig hörgerichteten Förderkonzepts zur Entwicklung von Lautsprachkompetenz mit Cochlea-Implantat. Huber warnte vor zu großem Optimismus. Dieses kleine, technische Wunderwerk sei noch nicht lange genug im Einsatz.

Dennoch bejahte auch Huber eine intensive, hörgerichtete Förderung der Lautsprachentwicklung. Im Gegensatz zu Plath wünschte er allerdings auch in Zukunft einem hörtechnisch gut versorgten, gehörlosen Kind zusätzliche Gebärdensprache in seinem Umfeld, die komplexe, weit-

gehend noch unerforschte, kindliche Lernprozesse beim Erwerb eines Symbolsystems bereichern und sichern könnte. Dabei unterschied er zwischen der natürlichen Gebärdensprache und den künstlichen, lautsprachbegleitenden Gebärden als „Prothese“, ohne an Realitätsbezug zu verlieren. Eine reiche Gebärdensprache sei nun einmal oft nicht da.

Huber hob die emotionale Bedeutung gelingender Verständigung durch Gebärdensprache hervor. Es blieben frühe, intuitiv multisensorische, auf Wechselseitigkeit hin angelegte Interaktionsweisen zwischen kleinen Kindern und ihren Bezugspersonen erhalten. Damit bejahte Huber die in der schriftlichen Einladung zu diesem Treffen formulierte, im Raum stehende Frage: „Dürfen Kinder nach einer Versorgung mit einem CI mit der Gebärdensprache aufwachsen?“

Viele Beiträge dieses Abends unterstrichen Hubers Worte. Sie signalisierten, daß auch „CI-Kinder“ nur mit großer Verzögerung Lautsprache erlernen.

**G**espräche rund um das Cochlea-Implantat sollten offen geführt werden. Ansätze hierzu waren an diesem Abend da. So hatten einige ertaubte Gäste Gelegenheit, sich über eigene, sehr schmerzhaft Erfahrungen mit früheren Implantaten zu äußern. Herr Prof. Plath nahm behutsam Anteil.

Stenner von der Landesgehörlosenrundschaubedauerte es

außerordentlich, daß gehörlose Kinder nicht selbst in eine für ihr Leben wichtige Entscheidungsfindung einbezogen werden könnten. Sie warnte hörende Eltern in lebhafter Gebärdensprache davor, die Tatsache zu verdrängen, daß DGS eine eigenständige Sprache sei. Im übrigen habe sie selbst gesehen, wie flüssig auch CI-Kinder, entgegen den Vorstellungen ihrer hörenden PädagogInnen, miteinander gebärden würden. DGS würde ganz offensichtlich auch von ihnen gebraucht. Stenners Äußerungen enthielten für mich die Botschaft an hörende Eltern, auch ihnen selbst fremde Orientierungen ihrer „kids“ auf deren Lebenssituation bezogen zu sehen und respektieren zu lernen.

Darüber hinaus betonte sie die Aussage von Trogant, daß man nicht aufgrund neuerer, technischer Fortschritte in der Herstellung von Hörhilfen plötzlich etwas verdrängen könne, was lange vorher schon dagewesen sei und für sie als Gehörlose ein Kulturgut darstelle, die Gebärdensprache. Man dürfe nicht über CI diskutieren und dabei das Thema der Gebärdensprache ausklammern.

Ja, auch wenn die eigene Lautsprache gut entwickelt sei, fuhren andere Gehörlose fort, würde ohne Gebärdensprache immer etwas fehlen. Wie auch immer technische Hörhilfen weiterentwickelt werden könnten, so dürfe dies die Kultur der Gehörlosen mit ihrer Gebärdensprache auf keinen Fall einschränken. Auch wenn schließlich ein gehörloses

Kind ein wenig hören und auch sprechen gelernt habe, argumentierte eine Gehörlose aus dem Publikum, so hieße dies doch noch lange nicht, daß es nun erfolgreich kommunizieren könne. Das sei vor allem eine Frage des Selbstbewußtseins, des realistischen Einschätzens eigener Möglichkeiten und ganz selbstverständlich auch eine Frage nicht unterdrückter Lebensneugier.

**K**ammerer bezog sich auf die große Gruppe hörender Eltern gehörloser Kinder und wünschte sich für sie eine möglichst differenzierte, jedoch neutrale Beratung mit viel Spielraum für eigene, elterliche Entscheidungen. Ihm sei es vor allem wichtig, das sich eine Familie wohlfühle. Dazu gehöre auch, Eltern in ihrer Elternrolle zu ermutigen und sie dabei für spontane, wechselseitige, ganz natürliche multisensorische Schritte der Verständigung zu sensibilisieren.

Rückblickend auf seine Forschungsarbeiten könne er nur immer wieder daran erinnern, daß Schwerhörige vielleicht flüssiger sprächen, jedoch gerade auf diesem Hintergrund für Hörende völlig unerwartete Probleme des Hörens und Verstehens hätten.

Diese Diskrepanz würde sich erheblich auf ihr Wohlbefinden auswirken. Er würde davor warnen, die durch Schwerhörigkeit gegebenen Probleme zu verharmlosen. Dies würde in der Regel übersehen, wenn Gehörlose ohne Gebärdensprache zur Schwer-

hörigkeit hin gefördert werden sollten.

Niesel schloß sich dem Plädoyer für eine vielseitige, offene Elternberatung an. Er selbst äußerte sich als Pädagoge sehr vorsichtig über bisherige Lernerfolge ihm bekannter, teilweise auch von ihm betreuter CI-Kinder. Er habe unterschiedliche Erfahrungen auch in Zusammenhang mit verschiedenen Implantaten sammeln können. Hören- und Sprechenlernen auch mit CI bliebe ein für das Kind aus seiner Sicht langer Lernprozeß, in den er selbst unterstützend lautsprachbegleitende Gebärden einbezöge.

Gehörlose selbst erhofften sich für die Bereiche Beratung, Erziehung, Bildung und Forschung eine gleichberechtigte, solidarische Form der Zusammenarbeit mit Hörenden, offen für Entwicklungsprozesse in allen sie betreffenden Bereichen. Derzeit fühlten sie sich jedoch durchweg schlecht informiert. Es würde über sie, jedoch nicht mit ihnen geredet. Hier stimmten ihnen einige hörende Eltern sofort zu.

Korte wünschte sich schließlich für die Zukunft eine aufmerksame Begleitung aller Aktivitäten um das CI herum und lud auf dem Hintergrund dieser Gespräche dazu ein, kritisch über Prozesse des „Helfens“ nachzudenken.

*Eva-Marie Kammerer, Havichhorststraße 7a, 48145 Münster*